

Buchbesprechungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **59 (2002)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen

HANSPETER LANZ, unter Mitarbeit von ULRICH HEUSSER, JOACHIM HUBER und ALEXANDER VOÛTE: *Weltliches Silber 2, Katalog der Sammlung des Schweizerischen Landesmuseums Zürich* (Schweizerisches Landesmuseum Zürich, Bundesamt für Kultur 2001). 568 S., 559 Abb., davon 25 in Farbe, über 2600 Markenaufnahmen.

Wie schon der Titel besagt, bildet «Weltliches Silber 2. Katalog der Sammlung des Schweizerischen Landesmuseums Zürich» die Fortsetzung des 1977 erschienenen Bandes «Weltliches Silber 1» von Alain Gruber. Das nun vorliegende Opus geht allerdings in vielerlei Hinsicht weit über seinen Vorgänger hinaus. In der Einleitung wird klar, dass der Autor nicht nur einen Überblick des zwischen 1977 und 1999 erfolgten Sammlungszuwachses im Nationalmuseum geben will, sondern dem Leser vielmehr die auf den letzten Stand gebrachte Forschung auf dem Gebiet des Schweizer Silberhandwerkes zusammengefasst und, durch eigene, neue Erkenntnisse bereichert, vermittelt werden soll. Dass die Sammel-tätigkeit im Bereich der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts und des 20. Jahrhunderts verstärkt, beziehungsweise initiiert wurde und werden musste, liegt in der Natur des Auftrages unseres National-museums.

Nach Dank, Vorwort, Einleitung, Bestandesaufnahme und Gebrauchsanweisung zum Katalogteil gliedert sich das Buch in acht Kapitel, die sich nach Formen unterteilen. Jedem dieser Kapitel ist ein Signet als Randkennzeichnung zugeordnet. Im ersten, umfangreichsten Kapitel wird das *Besteck* behandelt. Die Bestände bilden eine wichtige Referenzsammlung, da mit kleinem finanziellen Aufwand die Meistermarke eines Goldschmiedes und diejenige des Herstellungsortes erworben werden können. Dazu kommt die Tatsache, dass von vielen Silberschmieden, besonders in kleineren Orten, kaum andere Gegenstände als Bestecke gefertigt wurden. Ein separates Inhaltsverzeichnis erleichtert das gezielte Suchen. Dieser Teil führt die Herstellungsorte alphabetisch auf, wobei bei wichtigeren Zentren eine zusammenfassende Einführung mit Literaturangabe vorangestellt ist. Ebenfalls werden Auskunftspersonen genannt. Dass nicht jeder Löffel abgebildet werden konnte, ist verständlich und wäre aus Gründen der Monotonie auch nicht wünschenswert gewesen. Dafür sind sämtliche Marken wiedergegeben. Der Abschnitt über Zürich enthüllt eine neue Feineinteilung in der Datierung des Silbers für die Jahre von 1779 bis 1833 anhand der persönlichen Bezeichnungen des 1779 neu eingeführten Zeichenmeisteramtes. Ermöglicht wurden diese neuen Erkenntnisse nicht zuletzt dank zwei ins Museum gelangten Besteckkonvoluten (Legat Willy Hirzel, 1996, und Depositum der Schützengesellschaft der Stadt Zürich, 1998) mit vielen datierten Stücken. Eine bildliche Übersicht der Schweizer Löffelformen von 1650 bis 1920 und, wie bei allen folgenden Kapiteln, einige Farbaufnahmen ausgesuchter Stücke beschliessen diesen ersten Katalogteil.

Das nächste Kapitel ist den *Bechern und Humpen* gewidmet, die wie die nun folgenden Kapitel chronologisch geordnet wurden. Die Zeitstellung der Neuzugänge reicht von 1482 bis 1991, wobei

eine grosse Zahl (51) von seriell gefertigten Schützenbechern aufgeführt wird. Aus diesem und den nächsten Kapiteln geht deutlich hervor, dass die Mehrzahl der kapitalen Stücke als Deposita von Zürcher Gesellschaften und Zünften ins Landesmuseum gelangte.

Das Kapitel *Pokale* beginnt mit einem um 1570 zu datierenden Doppelpokal, der 1583 als Geschenk der Stadt Genf der Zürcher Gesellschaft der Schildner zum Schneggen verehrt wurde. Diesem wird ein weiterer Doppelpokal des «Schneggen» gegenübergestellt, eine Gabe des englischen Gesandten James Hay, Earl of Carlisle, den der Zürcher Meister Hans Jakob II. Hauser im Jahr 1629 fertigte. Der Wandel in der Ornamentsprache innerhalb von 60 Jahren wird bei dieser Gegenüberstellung deutlich gezeigt. Weitere Ehrengaben an die Gesellschaft der Schildner zum Schneggen waren zwei Deckelpokale der Einsiedler Prälaten Marian Müller (regierte 1773–1780) und Beat Küttel (regierte 1780–1808). Damit wurde die Verleihung des persönlichen Bürgerrechtes der Stadt Zürich nach der Wahl zum Abt abgegolten. Künstlerische Denkmäler für die 1816 in Zürich neu konstituierten Zünfte sind drei aussergewöhnliche Deckelpokale des Johann Jakob Rordorf. Er verstand es, einfache Pokalformen durch figürlich gestaltete Deckeinsätze zu Tafelzierden zu erhöhen. Das eindrucklichste Beispiel dafür ist das 1822 datierte Exemplar der Zunft zur Saffran. Ein separater marmorierter Blechsockel ermöglicht hier die wirkungsvolle Präsentation des Deckels auf der Zunfttafel, während der Pokal als Trinkgefäss die Runde macht. Als wichtiger Neueingang muss auch der 1849 datierte Jagd-Deckelpokal von Heinrich II. Fries hervorgehoben werden, der 1851 an der Weltausstellung in London gezeigt und im Katalog abgebildet wurde und belegt, dass Schweizer Kunsthandwerk in der Mitte des 19. Jahrhunderts den europäischen Vergleich nicht zu scheuen brauchte. Eine Tradition übrigens, die im Luzerner Atelier Bossard auf höchstem Niveau bis ins beginnende 20. Jahrhundert weiter gepflegt wurde. Den Abschluss des Kapitels bildet nach einer Reihe von Schützenpokalen eine 1978 datierte Kreation aus dem zünftischen Bereich.

Das Kapitel *Schalen* wartet mit einer grossen Zahl von im Landesmuseum deponierten Stücken mit hervorragend graviertem oder reliefiertem Dekor auf. Zürichs Goldschmiedekunst auf dem Zenith verkörpern zwei schlichte, 1661 datierte Fusschalen von Johannes I. Weber mit gravierten Veduten des Malers und Stechers Conrad Meyer sowie die beiden plastischen Meisterwerke von Hans Peter Oeri (datiert 1669 und 1689) mit Szenen aus der römisch-republikanischen Historie, die als Exempel für die Tugenden der Regierung der Civitas Turicensis herangezogen werden.

Eine Steigerung der barocken Pracht erleben wir im Kapitel *Tafelaufsätze/Büthenmänner*. In der Tat zeugt der Tafelaufsatz in Form einer Reiterstatue von Hans Caspar Schmid, im Jahr 1638 bei Hans Jacob I. Holzhalb bestellt, nicht gerade von zwinglianischer Bescheidenheit, zumal, wenn man bedenkt, dass davon ein zweites Exemplar existiert, welches bereits im Landesmuseum deponiert ist. Der Regimentsinhaber Schmid liess sich in der Art eines Condottiere hoch zu Ross abbilden. Das Pferdemotiv ohne Reiter nahm Hans Peter Oeri rund fünfzig Jahre später bei der

Fertigung zweier Tafelaufsätze erneut auf. Weitere figürliche Tafelaufsätze des 19. und 20. Jahrhunderts stammen aus den Werkstätten Bossard und Baltensperger (Zürich). Mit dem Abschnitt der *Büthenmänner* wagt sich der Autor auf schwieriges Terrain. Seine eingehenden Recherchen geben ihm in den meisten Fällen den Mut zur Unterscheidung zwischen Originalen und kopierenden Arbeiten des Historismus. Möglicherweise muss auch in Betracht gezogen werden, dass der im 16. Jahrhundert kreierte, verbreitete Typus des Büthenmannes, der mit beiden Händen einen Stab frontal vor sich hält, als traditionelle Formel bis ins 18. Jahrhundert weiter geschnitzt wurde. Etwas verloren am Ende dieses Kapitels folgen in Silber gefasste Gehäuse von Mollusken. Bei dem um 1650 in Zürich in vergoldetes Silber gefassten Meeres-schneckenhaus handelt es sich um einen Vertreter der in der Schweiz seltenen Gattung der Kunstkammerobjekte.

Die nächsten Katalogteile vereinigen Formstücke für den privaten Gebrauch. Die Vielfalt der Gestaltungsmöglichkeiten von *Kerzenleuchtern* des 18. und 19. Jahrhunderts wird breit veranschaulicht. Den im 18. Jahrhundert im Zusammenhang mit der aufkommenden Mode des Kaffee-, Tee- und Schokoladetrinkens neu kreierte Gefässtypen *Kannen*, *Kännchen*, *Schwenkschalen* und *Dosen* gehört ein weiteres Kapitel. Eine Kaffeekanne des Basler Goldschmieds Andreas Braun mit feinstem ziseliertem Régencedekor fällt hier besonders auf. Als Kontrapunkt dazu steht der 1931 in Schaffhausen bei Jezler hergestellte schnörkellose Samowar. Im abschliessenden Kapitel finden sich die restlichen Formen des häuslichen Gebrauchsilbers wie *Teller*, *Platten*, *Schüsseln*, *Körbe*, *Gewürzbehälter* und *Tablets*.

Im Anhang findet der Leser zunächst das übersichtliche Markenverzeichnis, gefolgt von der Bibliographie, die sich auf Neuerscheinungen seit «Weltliches Silber 1» beschränkt, das Namensregister der Goldschmiede und Firmen mit Querverweisen zu «Weltliches Silber 1», sowie das Orts- und Namensregister.

Das sehr sorgfältig und kompetent verfasste Buch bildet für Laien und Kenner gleichermaßen eine wichtige Bereicherung. Damit wird einmal mehr die hervorragende Stellung des Goldschmiedehandwerks in der Kunstgeschichte der Schweiz aufgezeigt. Es bleibt zu hoffen, dass sich das Landesmuseum der Anziehungskraft des Werkstoffes Silber auch im Bereich seiner Schausammlung adäquat zu bedienen weiss.

Walter R.C. Abegglen

THOMAS BITTERLI / DANIEL GRÜTTER: *Alt-Wädenswil, Vom Freierrenturm zur Ordensburg* (= Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, Band 27) (hrsg. vom Schweizerischen Burgenverein, Basel 2001). 250 S., 45 Tafeln, 148 Abb., davon zwei farbig.

Die Publikation von Thomas Bitterli und Daniel Grütter dokumentiert erstmals umfassend die Geschichte der Freilegungsarbeiten und Grabungen des 20. Jahrhunderts auf der Burg Alt-Wädenswil und die damit verbundenen Untersuchungsergebnisse. In der für Laien gut verständlichen Publikation wird ein kurzer Überblick über die bisherige Literatur zur Burg gegeben. Diese älteren Veröffentlichungen sind teilweise kritisch beleuchtet. Den Schwerpunkt bildet die Auswertung der Funde, die vor allem bei der Grabung von 1983 zutage traten; Fundstücke von vorangegangenen Kampagnen sind ebenfalls berücksichtigt. Das umfangreiche Fundmaterial stammt hauptsächlich aus dem Zeitraum vom 14. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, die Zeit davor ist nur spärlich belegt. Vor allem die Ofenkeramik wird sehr detailliert behandelt.

Der reich bebilderte Text unterteilt sich in sechs Kapitel: die Einleitung (S. 11–15.), die Grabungen, beschrieben von Thomas Bitterli (S. 17–63), die Funde, aufgearbeitet von Daniel Grütter (S. 65–148), die dreisprachige Zusammenfassung (S. 149–154), den Fundkatalog (S. 155–195) und abschliessend den Anhang (S. 243–250), der den Quellen- und Literaturverweis erbringt.

In der Einleitung werden kurz die geographische Lage der Burg skizziert und die Genealogie der Herren von Wädenswil, bzw. die Geschichte der Herrschaft Wädenswil umrissen. Die ersten nachweisbaren Vertreter der Herren von Wädenswil waren in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in zahlreichen Urkunden belegt. Die Burg, am linken Ufer des Zürichsees gelegen, wurde erstmals 1265 unter Rudolf III. von Wädenswil urkundlich erwähnt. Dieser verkaufte 1287 die Burg und Herrschaft an den Johanniterorden. Der Orden richtete ab 1330 eine Kommende in Wädenswil ein, die 1446 das letzte Mal erwähnt wurde. 1549 kam die Ordensburg in den Besitz der Stadt Zürich, die diese 1557 abbrechen liess.

Im Kapitel zu den Grabungen wird von Thomas Bitterli anfänglich anhand von historischen Abbildungen der Fortschritt des Verfalls der Burg bis um 1900 nachgezeichnet. Vor allem durch die Sprengung einiger Mauerpartien zu Ende des 19. Jahrhunderts und der Verwendung der Steine beim Eisenbahnbau wurde der Substanzverlust der Burg massiv beschleunigt. Die ersten Sicherungsarbeiten an der Burgruine wurden 1901 bis 1904 durch die eigens gegründete Stiftung zur Erhaltung der Burg Alt-Wädenswil veranlasst und von 1938 bis 1941 weitergeführt. Die Befunde von diesen Kampagnen, die teilweise aus der älteren Literatur und von Augenzeugenberichten zusammengetragen werden mussten, sind in eigenen Unterkapiteln zusammengefasst, was den Überblick für den Leser erleichtert. 1983 erfolgte eine archäologische Untersuchung, die den Anlass für die Erstellung dieser Publikation bildete. Die Sondierungen wurden in den Gräben rund um den Freierrenturm und dem sogenannten Johanniterhaus angelegt. Diese Gräben waren die einzigen Bereiche, die durch die vorangegangenen Arbeiten noch nicht in ihrer Schichtabfolge gestört waren. Die Profile zeigten zumeist zwei bis drei Füllschichten über dem Baugrund. Diese mittelalterlichen Füllschichten wurden grossenteils von mehreren Schuttschichten überdeckt, deren zeitliche Einordnung sich zwischen dem Spätmittelalter und dem 20. Jahrhundert erstreckte. Die Befunde von den Sondierungen werden übersichtlich in Unterkapitel geteilt, so ist es dem Leser möglich, gesuchte Teilbereiche schnell zu finden.

Bei der Baugeschichte der Burg, die im Anschluss behandelt ist, zeichnen sich vier grosse Bauphasen ab: der Freierrenturm als Kern der Anlage, der noch in die Zeit der Herren von Wädenswil datiert wurde (Ende 12. bis Mitte 13. Jahrhundert); danach folgten zwei kleinere Anbauten, im nordwestlichen Anbau wurde die Kapelle vermutet. Beweise für die Nutzung dieses Bauteils als Burgkapelle konnten bei der Grabung von 1983 nicht erbracht werden. Das Johanniterhaus stellte die grosse Erweiterung der Burg unter der Kommende dar und wurde vorsichtig ins 14. Jahrhundert datiert. Den Endausbau bildete die Zwingermauer mit den Flankierungstürmen (Mitte des 15. Jahrhunderts), deren Aussehen bei den Sicherungsmassnahmen in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts teilweise rekonstruiert wurde. Die Baugeschichte ist in diesem Kapitel abschliessend durch die typologische Einordnung der Burganlage komplettiert.

Im dritten Kapitel beschreibt Daniel Grütter ausführlich die Funde. Der überwiegende Teil der Funde stammt von der Grabung 1983, es werden aber auch die Funde von den Arbeiten in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts, bzw. die in jüngster Zeit geborgenen Streufunde miteinbezogen. Die Datierung erfolgte ausschliesslich durch typologische Vergleiche, da durch das maschinelle Ausheben

der Sondierungen die Funde kaum den jeweiligen Schichten zuzuordnen waren.

Den Schwerpunkt der Fundauswertung bilden eindeutig die über 600 Ofenkachelfragmente, von denen nur repräsentative Vertreter im Katalog aufgenommen wurden. Nach einer fundierten Einführung in Herstellungstechnik und Terminologie, die vor allem dem Laien das Nachfolgende verständlicher macht, folgt die nach Typen und Zeitstellung chronologisch geordnete Beschreibung der Ofenkeramik. In der detaillierten Erläuterung zu der vorgeschlagenen Datierung der Kacheln bilden auch die Motivvorlagen, wie Bauplastiken, einen wesentlichen Bestandteil der Beschreibung. Besonders aufschlussreich sind Vergleichsbeispiele, die den stark fragmentierten Kachelbruchstücken gegenübergestellt sind.

Beim Kachelfundkomplex, der sich auf einen Zeitraum von etwa 350 Jahren erstreckt, sind zahlenmässig die Blatt- und Nischenkacheln mit fast 500 Stück am stärksten vertreten. Diese werden vorwiegend in das 14. und 15. Jahrhundert datiert. Von den etwa 40 Napfkacheln sind Exemplare ab der Mitte des 13. Jahrhunderts belegt. Die glasierten Vertreter der Napfkacheln werden zeitlich ans Ende des 14. Jahrhunderts gesetzt. Von den Teller- und Pilzkacheln sind nur ein bis zwei Dutzend geborgen worden, die grossteils aus dem 14. Jahrhundert stammen. Zwei Fragmente von Röhrenkacheln aus dem 12. Jahrhundert stellen die älteste Ofenkeramik auf Alt-Wädenswil dar. Aufgrund der zu geringen Fundstücke wurde bewusst auf eine Rekonstruktion der Kachelöfen verzichtet. Daniel Grütter gelingt der Nachweis, dass ein Grossteil des Kachelmaterials von Alt-Wädenswil in Zürich hergestellt wurde.

Die Beschreibung der Geschirrkernik ist auf Grund der geringen Fundstücke knapp gehalten. Den quantitativ grössten Anteil der Geschirrkernik stellen die Schüsseln dar. Diese werden zum Grossteil in das 14./15. Jahrhundert datiert. Sie sind in Materialbeschaffenheit, Brand und Glasur sehr ähnlich. Zu der ältesten Geschirrkernik auf Alt-Wädenswil zählen die Fragmente von Töpfen und Dreibeintöpfen, die in die Mitte des 13. Jahrhunderts datiert sind. Die Anzahl der gefundenen Deckel, Kannen, Lampen und Becher, um nur einige Objekte zu nennen, ist relativ gering.

Kurze Erwähnung findet noch die Baukeramik, wie Hohl- und Flachziegel. Bemerkenswert sind ferner die Reste von bemaltem Wandverputz, welcher einen Eindruck von der Ausstattung der Repräsentationsräume vermittelt.

Bei den Glasfunden stellen Fragmente von Nuppenbechern aus dem 13. Jahrhundert den überwiegenden Anteil dar. Der Typus des Krautstrunkes, der ins 15. Jahrhundert gesetzt wird, ist ebenfalls vertreten. Erwähnenswert ist noch das Fragment eines emailmalten Bechers aus dem 13./14. Jahrhundert. Bei den Flachglasfunden sind es vorwiegend Fragmente von Butzenscheiben, die Spuren der Bearbeitung mit dem Kröseleisen zeigen.

Bei den Metallfunden stellen die 53 geborgenen Geschosspitzen einen wesentlichen Anteil an der Gesamtmenge dar. Es wurden pyramidale Spitzen (spätes 12. Jahrhundert), lanzettförmige (Ende 12. Jahrhundert) und jüngere weidenblattförmige Geschosspitzen (ab 13. Jahrhundert) geborgen, wobei der weidenblattförmige Typus überwiegt. Es konnten aussergewöhnliche Funde wie der Siegelstempel (Petschaft) des Komturverwalters Johannes Wisse von 1391, ein Messergriff mit der Jahreszahl 1523, ein bronzener Zapfhahn, eine Warenplombe und verschiedene Gussformen für Zierbeschläge geborgen werden. Einige sehr gut erhaltene Schnallen, Gürtelbestandteile und eine Riemenzunge sind zusätzlich zu den Zeichnungen fotografisch abgebildet. Die Beschreibung der weiteren Metallfunde, wie Werkzeuge, Bestandteile von Türen, Fenstern und Möbeln ist kurz gehalten, da es sich dabei um überwiegend zeitlose, funktional bedingte Formen handelt.

Das Kapitel zu den Funden wird durch die Beschreibung der Münzfunde von Luisa Bertolaccini und Benedikt Zäch abgerundet. Die nur sieben Münzfunde sind mit einer Ausnahme mittelalterlicher Zeitstellung. Eine einzige römische Münze, ein «Antoninan» des Quintillus, stammt aus dem späteren 3. Jahrhundert. Vier Münzen stammen aus dem zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts, eine weitere dürfte kurz vor oder nach der Mitte des 15. Jahrhunderts geprägt worden sein. Diese Prägungen aus Zürich, Bern, Freiburg und Mainz zeugen von überregionalem Geldhandel. Ein «denier» des 13. Jahrhunderts aus Tours stellt den wichtigsten Vertreter einer der regionalen Münzprägeorte Frankreichs dar.

Im anschliessenden Kapitel ist der umfassende Katalog abgedruckt, der die Grundlage dieser Publikation bildet. In dieser Datenbank werden sämtliche Befunde von den Mauern, Böden und Schichten der Grabungskampagnen von Thomas Bitterli erläutert. Die repräsentativ ausgewählten 553 Fundgegenstände sind hier ebenfalls erfasst. Den Abschluss bilden die 45 Tafeln, in denen die angeführten Funde dokumentiert sind.

Die Publikation stellt die wichtigste, umfassende Dokumentation der Burgruine Alt-Wädenswil dar, die nicht nur die Baugeschichte und Archäologie abhandelt, sondern auch auf die Forschungs- und Sanierungsgeschichte der Anlage eingeht. Schade ist es, dass die Funde nicht in stratifizierten Zusammenhängen geborgen werden konnten, was die Datierung sehr eingeschränkt hat. Da die Bausubstanz der Burg durch die Sicherungsmassnahmen in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts stark verändert wurde, konnten keine neuen Erkenntnisse zur Burgenforschung festgestellt werden. Zahlreiche Fragestellungen, die in der archäologischen Grabungskampagne von 1983 hätten geklärt werden sollen, konnten aus diesem Grund nicht mehr beantwortet werden. Die detaillierten Auswertungen der Funde und die Vergleiche mit datierten Objekten stellten jedenfalls eine gute Ergänzung der Dokumentation von spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Funden dar.

Jürgen Moravi

STEFAN HESS / TOMAS LOCHMANN (Hrsg.): *Basilea. Ein Beispiel städtischer Repräsentation in weiblicher Gestalt* (Verlag Schwabe & Co AG, Basel 2001). 144 S., 119 Abb., teils farbig.

Den schön präsentierten, gut dokumentierten Band, der als Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung in der Basler Skulpturenhalle (23. Mai–11. November 2001) erschienen ist, eröffnet ein Aufsatz von Carlo Michel, dem Initiator der Idee, zum 500-Jahr-Jubiläum des Beitritts Basels zur Eidgenossenschaft eine Ausstellung zur Figur der «Basilea» zu veranstalten: Er lädt den Leser zu einem Spaziergang vom Basler Münster zum Museum in der Augustinergasse ein, von der gekrönten Maria mit Szepter, der Patronin des Münsters und damit auch der mittelalterlichen Stadt, die als spätgotische Sandsteinfigur am Westgiebel thront, die paar Schritte hinüber zur ebenfalls thronenden, neoklassizistischen Stadtpersonifikation der Basilea mit Baselstab, Füllhorn und Mauerkrone am Fassadenfries des von Melchior Berri erbauten Museums.

Was sich so ortsbezogen «baslerisch» gibt, greift aber bald einmal weit aus, zeitlich, örtlich und sachbezogen. Zehn Autoren und Autorinnen verschiedener Fachrichtungen untersuchen das Phänomen der bildlichen Darstellung der Wesenheit und des Anspruchs einer Stadt in Gestalt einer weiblichen Figur. Das geht nicht ohne Doppelläufigkeiten ab, hat aber das Verdienst des Neu-Sehens unter jeweils anderen Gesichtspunkten. – Die Frage

der weiblichen Personifikationen einer Stadt oder eines Landes, mit staatlichen und politischen Implikationen, hat nicht nur im Rahmen der Revolutions-, Helvetik- und Bundesbeitrittsjubiläen der letzten zwei Jahrzehnte, sondern auch im Gefolge der gleichzeitig breit geführten Diskussion über Geschlechterdifferenz und Rolle der Frauen vermehrte Aufmerksamkeit der Forschung gefunden: In der vorliegenden, vom Verlag Schwabe in Basel sorgfältig betreuten Publikation zur *Basilea* spiegelt sich das in der Auswahl-Bibliographie und den zusätzlichen Angaben zur jeweiligen Spezialliteratur bei den einzelnen Beiträgen.

Die Rückblende auf die prähistorischen Phasen der Verbildlichung der Frau als Bedeutungsträgerin im Aufsatz von Claudia Adrario weist auf die Verankerung auch der späten, «gelehrten» Stadt-, Landes- und Staatsallegorien im fernen Glauben an die Wirkungsmacht steinzeitlicher Idole. Von den frühen Muttergottheiten – Claudia Adrario nennt eine schon im anatolischen 8.–6. Jahrtausend auf die stadtähnliche Siedlung Çatal Hüyük beschränkte «Stadtgöttin» auf einem Löwenthrone – ergibt sich in der Argumentation des Archäologen Tomas Lochmann ein nachvollziehbarer Weg zu den Stadtpersonifikationen im alten Griechenland: Erste, an geographische Orte gebundene bildliche Personifikationen traten hier an der Wende vom 6. zum 5. Jahrhundert v. Chr. auf, zunächst auf Münzen, dann in der Vasenmalerei und schliesslich in der Plastik. Dabei sind drei Typen von stadtkörpernden Darstellungen zu unterscheiden: Erstens kann ein olympischer Gott oder ein Heros von überregionaler Bedeutung in einer Stadt (mit langer Siedlungskontinuität) als «Hauptgott» verehrt werden (z.B. Athena in Athen). Zweitens können lokale Heroen oder Nymphen zu namengebenden mythischen Stadtgründern werden; früheste Belege sind Münzen aus dem nordafrikanischen Kyrene (spätes 6. Jahrhundert v. Chr.) und aus dem thessalischen Larisa (frühes 5. Jahrhundert v. Chr.), die auf ihrer Vorderseite jeweils die stehende oder thronende eponyme Nymphe zeigen. Drittens jedoch wuchs Tyche, die griechische Göttin des Schicksals und der glücklichen Fügung, im Laufe des 4. Jahrhunderts v. Chr., in Zeiten der Krisen und des Machtverlustes der alten olympischen Götter, in die Rolle der – zwar unberechenbaren – Beschützerin der Stadt und des Staates. Wie andere Verkörperungen abstrakter, staatspolitischer Werte, Eirene (Frieden), Homonoia (Eintracht) z.B., wurde die Stadttyche ins statuarische Repertoire aufgenommen und wirkte dann in römischen Kopien weiter bis über die Schwelle ins 20. Jahrhundert. Das neben Füllhorn und Plutosknaben, den Zeichen des Reichtums, und dem Steuerruder bis in die Neuzeit wichtigste Attribut der Stadttyche, die Mauerkrone, stammt als Motiv aus dem Orient und ist im Konnex mit Weiblichem, Fruchtbarkeit und schützendem Herrschertum zu sehen. Die Verbindung dieser sehr alten Vorstellungen mit Basel selbst ergibt ein Fragment eines Tyche/Fortuna-Reliefs (mit Steuerruder) aus dem 2./3. Jahrhundert n. Chr., das in Zweitverwendung in einem Haus an der Basler Schiffflände gefunden wurde.

Der mittelalterlichen, in Basel augenfälligen «Fortsetzung» der Vorstellung einer schützenden Stadtgöttin ist ein Beitrag des Historikers Stefan Hess gewidmet. Die Verehrung der jungfräulichen Gottesmutter Maria, der Patronin des Münsters, hat im Hoch- und Spätmittelalter legitimatorischen Charakter angenommen: Um 1300 ist Maria auf dem Sekretsiegel, seit dem 15. Jahrhundert auch auf städtischen Münzen zu finden, und noch 1512 beantragten die Basler Heerführer im Feldlager von Pavia ein Eckquartier für das Basler Banner mit der Verkündigung an Maria (sog. Julius-Banner). In Anlehnung an Klaus Schreiner (*Maria: Jungfrau, Mutter, Herrscherin*, München 1994; eine Literaturangabe, die dem Leser in Anm. 1 zwar versprochen, in der Bibliographie aber nicht geliefert wird) legt Stefan Hess dar, wie das die ganze städtische Gesellschaft vertretende Marienbild zu einem Mittel früher bürgerlicher Selbstdarstellung wurde. Diese politi-

sierte Machtstellung der Maria erklärt die auffallende Zurückhaltung, mit der Basel nach der Reformation die Ablösung der Maria als Garantin der Rechtskontinuität behandelt hat: Auf dem Universitätsiegel ist die Mondsichel-Madonna im Strahlenkranz, auf ihre sekundären Zeichenfunktionen reduziert, bis heute erhalten geblieben. Im öffentlichen Bereich haben einzelne Bilder der Maria die Reformation überlebt, und im künstlerischen Bewusstsein wirkten Formtradition gewordene Inhalte und Relikte bürgerlicher Marienfrömmigkeit über die Reformation hinaus. Ein von Basler Bestellern in Auftrag gegebener Scheibenriss von Daniel Lindtmeyer d.J. von 1574, wo im Oberlicht, direkt über dem Hl. Lukas, der die Madonna malt, ein frecher Putto seine Notdurft verrichtet, belegt aber auch den ambivalent gewordenen Umgang mit dem Marienbild. Zum Schluss skizziert Stefan Hess, wie im Laufe des 17. Jahrhunderts das wachsende Selbstverständnis Basels als *res publica* die Entwertung der Marienfigur zugunsten einer Reihe von Werte stiftenden Tugendallegorien (Iustitia, Caritas u.a.) fördert und schliesslich, in Anlehnung an andere Staatsallegorien (Venedig, Holland), die Repräsentationsfigur der Basilea mit Wappenschild hervorbringt.

In den folgenden Beiträgen treten neben Basilea andere Stadt- und Staatspersonifikationen auf, der Blickwinkel weitet sich auf grössere historische Zusammenhänge und politische Perspektiven. Die Historikerin Claudia Opitz, die den Zusammenhang zwischen Macht und Geschlecht in der frühen Neuzeit untersucht, stellt fest, dass die seit Aristoteles lebendige Vorstellung des Staates als «Haus» im Grossen, wo die Ehefrau (allenfalls die Tochter) als «Hausmutter» die Rolle der Stellvertreterin übernimmt, die Etablierung der weiblichen Machtausübung begünstigt hat, so dass diese geradezu zu einem Kennzeichen absolutistischer Fürstentum geworden ist. Die zahlreichen Darstellungen dieser Zeit von Fürstinnen als Minerva, von biblischen und antiken Heldinnen untermauerten diesen Anspruch. Die Kehrseite, die Kritik an der «Weiberherrschaft», die sich auch in den Basler Unruhen von 1691 äusserte, begünstigte im 19. Jahrhundert die Ideologie der «getrennten Sphären» und führte zum Ausschluss der Frauen von der politischen Öffentlichkeit der Demokratien. – Zu «Basilea und ihren Schwestern» bündelt die Kunsthistorikerin Marie-Louise Schaller reichhaltiges Material unter verschiedenen Stichworten. Dabei setzt sie wieder in der Antike ein, wie sie sich in der Rezeption des 19. Jahrhunderts bei Karl Jauslin in der Gestalt der Aventia spiegelt. Als Einzige erwähnt Marie-Louise Schaller auch die (der Frauenherrlichkeit zuwiderlaufende) bis ins 16. Jahrhundert verbreitete und im Holbein-Umkreis Bild gewordene Sage vom Römer Basilius als Gründer Basels. Dank ihrer Vertrautheit mit der Basler Buchillustration des 16. Jahrhunderts ergibt sich unter dem Thema der «Trionfi» ein bis ins 19. Jahrhundert führender Exkurs zu den auf den Triumphwagen mitgeführten weiblichen Staats- und Tugendallegorien. Die in der frühen Neuzeit zunehmende Beliebtheit solcher Verbildlichungen abstrakter Begriffe, das Spiel mit einem Netzwerk sinntragender Bilder, den Tugenden, ortsbezeichnenden Flussgöttern und Landesallegorien, zeigt sich auch anderswo in der Schweiz in den Bildprogrammen öffentlicher Bauten, bei Brunnenfiguren und auf den Titelblättern der grossen Topographien und städtischen Rechtsordnungen.

Das vielschichtige Herzstück des ganzen Bandes aber bildet der Beitrag des Historikers Thomas Maissen. In seiner Untersuchung der Genese der Helvetia in Bildkunst und Dichtung bindet er – gleichsam ins obere Register des Bild gewordenen Staatsverständnisses hinaufsteigend und ausgehend von der an der Fassade des Dogenpalastes thronenden, der Maria nachgebildeten Venetia «in forma di Iustitia» – Entwicklungslinien und Phänomene, die in den vorangehenden Artikeln zum Teil bereits ins Spiel kamen, neu zu einer Darstellung des Bildes vom Staat als symbolischer Ehebeziehung. Die symbiotische Beziehung der Venetia, der

Repubblica, zum Dogen, dem Repräsentanten der Regierung, der Signoria, ist ein Grundmuster, das im Europa der frühen Neuzeit verschieden gehandhabt wurde. Während in den Monarchien dem König (dem «mari de l'état») Land und Volk untertan sind, die Francia zu Füssen von Louis XIII kniet, sind ausgewogene Paarbeziehungen oder gar Einzelauftritte der weiblichen Personifikation nur in Republiken möglich: In Venedig krönt Venetia den Dogen. Dabei wird die alte mitübernommene Metapher der Jungfräulichkeit Mariae auf das Bild der staatlichen Unversehrtheit übertragen: Elizabeth I ist die «imperial virgin», die Hollandia wird im Hortus conclusus des «hollandse tuin» dargestellt. Das Bildwerden solcher politischer Phänomene war der Konstanz der ikonographischen Traditionen untertan, und unter dem Einfluss von Cesare Ripas «Iconologia» (1603), der für Republiken eine «Donna simile a Minerva» empfahl, wurden bereits vertraute Bildelemente kombiniert und leicht verändert: Die «Städtemagd», die Personifikation Amsterdams, auf dem Deckengemälde von Erasmus Quellinus im Amsterdamer Rathaus (1655/56) fährt als Minerva ähnlich wie Maria in den Himmel auf. Dieser, von Italien ausgehend vor allem in Holland entwickelten Bildproduktion zu den Themen Freiheit, Einheit und Republik entsprechen in der Schweiz zunächst die relativ kargen Bildzeichen des Wappenkranzes (auf dem Bundestaler von Johannes Stampfer um 1560 schon mit dem Schweizerkreuz) oder des Wappenbandes, das um die Hörner des heraldischen Schweizer Stiers geschlungen ist, wenn nicht auf die auch in Holland verwendete Devise aus Sallust («Concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur») zurückgegriffen oder die Parabel von Skiluros dargestellt wird. Ausser Acht gelassen wird dabei im vorliegenden Zusammenhang die identitätsstiftende Wirkung, welche die Darstellungen der eidgenössischen Gründungsmythen, Tellenschuss und Bundeschwur, ausgeübt haben. In Verfolgung der Linie der weiblichen Repräsentationsfiguren wird aber festgestellt, dass diese zuerst als Vertreterinnen der einzelnen Stände, welche vorrangig als politische Einheiten wahrgenommen wurden, auftauchen: 1607 radierte der Zürcher Dietrich Meyer d.Ä. eine «RESPUBLICA TIGURINA VIRGO». Im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts hatte sich schliesslich, über verschiedene Vorformen, die Thomas Maissen (da in der Schweiz ein dem Paar Venetia – Doge entsprechender männlicher Repräsentant fehlt) zum Teil in etwas abgelegenen Paarungen (der alte Eidgenosse – der junge Reisläufer usw.) ortet, auf Grund der ikonographischen Modelle der Jungfrauen Maria und Minerva die Staatspersonifikation der Helvetia herausgeformt. Ohne den männlichen Widerpart der Exekutive ist mit ihr der Verzicht auf eine aggressive Aussenpolitik und die Aufgabe der defensiven Wahrung der weiblichen Integrität auch im Bilde fassbar geworden. Im späteren 17. Jahrhundert trat Helvetia nun auch in der Dichtung auf, u.a. in Johann Caspar Weissenbachs 1672 in Zug aufgeführtem Schauspiel «Eydtnossisch Contrafeth Auff- und Abnehmender Jungfrauen Helvetiae». Mit dem 18. Jahrhundert erhält sie zwar keine neue, aber doch eine herausragende Position: 1718 tritt sie, gekrönt, mit Füllhorn, Lanze und Freiheitshut auf dem «Eydgenössischen Staats-Calender» auf; 1727 huldigen in der vom Franzosen Bernard Picart entworfenen Allegorie «L'Alliance et la concorde des Suisses» Fortuna, Concordia, Prudentia und Libertas der unter der Wappengirlande thronenden Helvetia, während Minerva/Sapientia/Fortitudo die Harpyien vertreibt, die dem Schauplatz von Apfelschuss und Rütli Schwur gefährlich werden könnten. Aber ob all der allegorischen Frauenzimmer wird nicht daran erinnert, dass Herkules (die alte Fürstenallegorie!), der hier der Helvetia ehrerbietig seine Keule darbringt, später im Jahrhundert, 1775, seinerseits in der Gipsfigur des Schaffhauser Bildhauers Alexander Trippel zu einer (ohne Widerhall gebliebenen) Allegorie der Schweiz werden sollte.

Der Schritt zu den Basilea- und Helvetia-Darstellungen des 19. und 20. Jahrhunderts, den schon Carlo Michel und Marie-Louise Schaller vorausnahmen, führt in den drei letzten Beiträgen vor der Rubrik «Dokumentation» zum Ausflug in das Gebiet der Karikatur unter der Führung des Historikers André Salvisberg (zum Berner «Guckkasten», 1840 als erstes schweizerisches illustriertes Satirejournal erschienen, zum 1844 in Solothurn erstmals aufgelegten «Postheiri» und, ab 1875, zum «Nebelspalter») und – ganz auf Basel zurückblendend – in der umsichtig dokumentierten Darstellung der Volkskundlerin Brigitt Kuhn zur «Verkörperung» der Basilea in Fest und Brauchtum. Den Schlusspunkt markiert dann die grossartige Bronzeplastik der nachdenklich auf dem Geländer des Kleinbasler Brückenkopfs über dem Rhein sitzenden «Helvetia auf Reisen» (1978–1980) der Bildhauerin Bettina Eichin, begleitet von Eichins Gedanken zum Thema «Frauen im öffentlichen Raum». Brigitt Kuhn, die übrigens als einzige auf den Basilisken, den traditionellen Basler Wappenhalter, hinweist, gibt eine Übersicht über die Basilea-Darstellungen bei Festspielen, Festumzügen und an der Fasnacht. Die Erosion der antiken Bildmuster im späten 19. Jahrhundert, auf die schon Marie-Louise Schaller hingewiesen hat, lässt die Basilea, welche erst jetzt, mit der grossen Zeit der Basler Festspiele, Eingang in das städtische Brauchtum fand, neu in stilisierter mittelalterlicher Gewandung, in langem Mantel mit Hermelinbesatz, mit Mauerkrone, Schwert und Schild auftreten. Das elegante Bildnis der Anna Pilliod-Klein, der Tochter des Regierungsrates Wilhelm Klein, die 1892 an der Basler Vereinigungsfeier als Basilea auftrat, belegt, dass die Hierarchie der Rolle auch die Besetzung der Rolle gesteuert hat. Dass solches in letzten Auswirkungen noch im späten 20. Jahrhundert spürbar wird, nämlich bei den Jugendfesten der Basler Quartiere, wo die Kinder der Mitglieder der Jugendfestvereine das Kostüm für sich auswählen können und wo damit die Rollenwahl (mehr oder weniger unbewusst) von Milieu und Erziehung mitbestimmt wird, belegt der hübsche Schnappschuss, der ausgerechnet die spätere Lektorin des vorliegenden «Basilea»-Bandes im Jugendfest-Kostüm der Basilea zeigt.

Blättert man schliesslich dankbar in dem von Carlo Michel und Stefan Hess zusammengestellten Dokumentationsteil zu den Basilea-Darstellungen, so gibt es für pingelige, an Katalogarbeit gewohnte Rezensenten/Rezensentinnen allerhand Futter, darunter die störenden Inkonsequenzen bei den Grössen- und Technikanangaben. Und bei Nr. VII.7 taucht tatsächlich wieder einmal die Chimäre des August Vind auf: «Aug. Vind.» ist kein Künstler, sondern die geläufige Abkürzung der Ortsbezeichnung (Stecher-Adresse) Augsburg (Augusta Vindelicorum). Dagegen findet der/die ikonographisch Interessierte mit Freude zusätzlich eine Reihe von Medaillen aufgeführt, die in den laufenden Texten nicht erscheinen. Dass aber jene hochtaillierte «Nympha Basiliensis», die Carlo Michel in seinem Textbeitrag als «früheste Personifikation der Rheinstadt» einführt, die Aufnahme in diese Basilea-Dokumentation doch nicht geschafft hat, erleichtert eher als dass es schmerzt: Die «Nympha Basiliensis» im Stammbuch eines Nürnberger Studenten von 1578 dürfte in Wirklichkeit eine gar nicht allegorische Erinnerung an Basel gewesen sein; «halt, Myrta, schönste nymf» hat Georg Rudolf Weckherlin (1584–1653) gedichtet.

Yvonne Boerlin-Brodbeck

ROLAND FLÜCKIGER-SEILER: *Hotelträume zwischen Gletschern und Palmen. Schweizer Tourismus und Hotelbau 1830–1920*. (Hier + Jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte, Baden 2001). 192 S., zahlreiche Schwarzweiss-Abb.

Der Klappentext ist falsch: Das Buch ist nicht «die erste Gesamtdarstellung der schweizerischen Hotellerie im 19. und 20. Jahrhundert». Die ist mit diesem Text noch nicht geschrieben worden. Und das postuliert der Autor auch gar nicht, denn sein Thema, das er als Projekt des Schweizerischen Nationalfonds ab 1995 erforschte, sind die «Schweizer Hotelbauten 1830–1920». Auch der süffige Buchtitel «Hotelträume zwischen Gletschern und Palmen» ist insofern unrichtig, als von den Hotelträumen eben gerade nicht die Rede ist. Wenn man unter Hotelträumen alle die unzähligen Projekte begreift, die im 19. Jahrhundert, im Zeitalter des enorm expandierenden Tourismus, gezeichnet und geträumt, aber nie ausgeführt worden sind. Diese Träume wären also noch zu analysieren, was zweifelsohne viel Spass bereiten würde, der Leserschaft wie den Autoren. Träume haben die Architekturgeschichte kräftig geprägt. Im vorliegenden Buch aber ist der Einbezug des Begriffs für den Darstellungsfluss nicht relevant. Er erscheint unter dem Kapiteltitel «Hotelträume und Hotelräume», wo unter anderem auf das soziale Gefälle zwischen armen Einheimischen und reichen Touristen eingegangen wird, und gerade diese Kombination ist gewagt, denn die Rollen der Bedienten und der Dienenden waren verteilt, die Uniformen zugewiesen, der Interpretationsspielraum so klein, dass Träume schon gar nicht erst aufkommen konnten. Und wenn, dann sind dies die tatsächlich gelebten, spannenden Geschichten jener besonderen Leute, die vom bescheidenen Zimmermädchen und herumgejagten Commis bis in die Direktions-etage aufgestiegen sind. Immerhin: vielerorts in der Schweiz gab es dank dem Bau von Hotels fast über Nacht Verdienst, von dem man zu Beginn des 19. Jahrhunderts tatsächlich nur träumen konnte.

Das Buch ist ein guter Einstieg in die vielfältige, oft geradezu atemberaubende Welt des beginnenden und entwickelten Tourismus in der Schweiz. Es schafft mit einem ersten Kapitel die Voraussetzungen zum Verständnis des um die Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzenden Hotelbooms, indem die Entdeckung der Alpen, die ersten publizierten Reiseführer, die Werbemittel, die Strassen, Bahnen und Telegraphen, dann auch die Anfänge des Wintersports präsentiert werden. Das zweite Kapitel, das wesentlich der Raumorganisation der Hotels gewidmet ist, bietet Einblicke in die Betriebsorganisation der Etablissements, wobei man hierzu gerne noch mehr gewusst hätte. Zum Beispiel wäre es interessant zu erfahren, wie sich der Wechsel von der «table d'hôte» zum zeitlich gestaffelten Service an Einzeltischen in der Architektur des Speisensaals ausgewirkt hat. Auch wäre man mit dem Autor gerne der Lagerung der Lebensmittel nachgestiegen. Nur schon die Eiskeller und Eistürme wären dankbare Objekte des Staunens gewesen.

Die Geschichte der Schweizer Hotellerie ist im 19. Jahrhundert eine solche von Persönlichkeiten, aussergewöhnlichen Persönlich-

keiten, wie sie gleichzeitig auch in der Industrie anzutreffen sind. Sie verfügten über eine unglaubliche Tatkraft. Sie erreichten eine unerhörte Machtfülle. Sie genossen einen heute kaum mehr nachvollziehbaren Handlungsspielraum. Und doch sind sie trotz all dieser Anzeichen der Machtbesessenheit charmant genug, nicht nur ihre Projekte zu verwirklichen, sondern auch die Gäste im noblen Haus zu behalten. Natürlich ist es verwegen, sich mit Gedankenspielen zu delectieren, die von der Frage ausgehen, was denn geschehen wäre, hätte damals schon das Raumplanungsgesetz existiert. Ebenso wenig kompatibel ist die damalige Industrie mit der modernen Umweltschutzgesetzgebung. Im Vergleich zwischen Fabriken und Hotels sind jedoch gewisse Parallelen der monumentalen Repräsentation und der architektonischen Rücksichtslosigkeit auffallend. Der rauchende Fabrikschlot war während langer Zeit der Inbegriff florierender Industrie und somit auf jedem Firmenbriefkopf zu sehen. Die schräg in das Bild gestellte monumentale Hotelkulisse auf markantem Sockel in eindrucksvoller, geradezu zur Niedlichkeit degradiert Landschaft wurde zum Markenzeichen der prächtigen Etablissements, jede Lithographie zelebrierte sie von Neuem. Das monumental Malerische zeichnete diese Hotelpaläste aus und umspielte sie mit der suggestiven Kraft geheimnisvollen Reichtums, der vermeintlich alles möglich macht.

Solche kapitalistischen Märchenschlösser gelangen in der zweiten Hälfte des Buches zu breiter Darstellung, gruppiert nach den wichtigsten touristischen Regionen der Schweiz: dem Nordufer des Genfersees, der Region am Thunersee, rund um den Vierwaldstättersee und im Wallis. Graubünden ist ausgeklammert, weil Isabelle Rucki Teile dieser Hotelregion 1989 in einem schönen Buch bereits dargestellt hat. Auch andere Themen im direkten Umfeld der Hotellerie mussten wohl dem beschränkten Umfang des Buches geopfert werden. So sind die einfachen Hotels auf der Landschaft, wie sie ab 1840 vielerorts entstanden sind, kaum beschrieben. Die Typen, die Bauorganisation an Standorten, die auch mit Saumtieren nur äusserst mühsam erreichbar waren, die Wahl von Baumaterialien, welche oft tatsächlich nur gerade für den schönen Schein geeignet waren, der Saisonbetrieb, die Erstellungs- und Betriebskosten, die Beschäftigung des Personals und das Verhalten der Gäste wären gewiss interessant. Denn das Hotel als Bühne, auf der vor und hinter den Kulissen das Leben gespielt wird, wie der Autor verschiedentlich bemerkt, liesse sich eindrücklich dokumentieren. Dieses Leben hat Meinrad Inglin in seinem 1928 erschienenen Roman «Grand Hotel Excelsior» beschrieben, als Person und ihr Darsteller in diesem Theaterstück mit mehreren Akten, auf «Axenstein», im Hotel seines Onkels, und dann im feinsten der feinen Etablissements, als stark strapazierter Kellner im «Palace Hotel» auf Caux, vier Jahre vor dem Ersten Weltkrieg, der die aufgeblasene Herrlichkeit zusammenbrechen liess und die Fremdenindustrie in eine schwere Krise stürzte.

Heinz Horat

* * * * *